Nun haben aber die verſchiedenen Beſtandteile der Körper auch eine verſchieden große Neigung zum Sauerſtoffe, und es entweichen diejenigen zuerſt, welche ſich zu ihm am meiſten hingezogen fühlen. Waren nun dieſe entwichen, ſo fand unter dem Drucke der oben fortwuchernden Mooſe unten der Zuſammenſchluß der gelockerten Teile und mithin eine Verdichtung des Holzgefüges ſtatt, während die durch fortgeſetztes Wachstum oben vermehrte Laſt der Moospolſter die von uns heute Torf genannten Bildungen fortgeſetzt vergrößerte.

In den auf den Torflagern aber weiterwuchernden Mooſen hat ſich, durch Wind dahingetragen, im Laufe warmer Zeiträume eine Erdſchicht angeſammelt, welche höher organiſierte Pflanzen, Gräſer und Sträucher erzeugte, ſo daß nun viele Arten zuſammen auf die beſchriebene Weiſe das Torflager vermehrten.

Aber die Torfbildung war nur das erſte Stadium in dem fortſchreitenden Prozeſſe der Verhärtung. War nämlich die Maſſe des Torfes endlich bis auf den Grund des Waſſerbeckens geſunken, ſo wurde durch die Reaktion des Erdbodens, auf welchem ſie jetzt ruhte, der Druck viel größer und daher ſchritt ſie Struktur der Maſſe bis zu ſolcher Erhärtung vor, daß wir das Produkt aus dieſen Phaſen ſchon Kohle, wegen der ihr noch anhaftenden braunen Farbe aber Braunkohle genannt haben.

Dieſe braune Farbe rührt von fettigen Harzen her, welche weniger ſchnell entweichend, in der Braunkohle noch enthalten ſind. Aber im Laufe enorm langer Zeitabſchnitte zerſetzte ſich gleichwohl auch dieſe Bitumen genannte Harzart und infolgedeſſen verwandelte ſich auch nach und nach die braune Farbe in ſchwarz, wie wir denn im ganzen etwa ſechs Arten Braunkohle unterſcheiden, von welchen die ſchon mehr ſchwarz gefärbte Pechbraunkohle genannt wird, und den Uebergang zur Steinkohle bildet.

Die Steinkohle tritt nach Ablauf einer abermaligen Reihe von Jahrtauſenden in die Erſcheinung, ſobald nämlich das Bitumen ſich zum größten Teile von der Braunkohle losgelöſt hat. Da durch die Entweichung dieſer Bitumen Gaſe auch wieder Lücken in der Kohle entſtanden ſind, welche durch Druck der auflagernden Maſſen zuſammengepreßt wurden, ſo iſt die Verhärtung bei der Steinkohle auch weiter vorgeſchritten, obgleich immer noch viele flüchtige Gasarten in derſelben enthalten ſind, wie die Gewinnung des Leuchtgaſes aus ihrem Körper beweiſt.

Sofern aber nun auch dieſe nach und nach entweichen entſtand auf natürlichem Wege dasjenige, was man durch ſchnelles Ausglühen der Steinkohlen in luftverſchloſſenem Raume Koks genannt hat, dem Schoße der Erde durch den genannten langſamen Verbrennungsprozeß entſproſſen, aber Anthracit heißt. Koks ſowohl als Anthracit ſind Brennmaterialien, welche den Kohlenſtoff, der ſich nur ſehr ſchwer verflüchtigen läßt am reinſten enthalten, und daher alſo auch die beſten Hitzentwickler.

Wir haben die Entſtehung des Torfs und der verſchiedenen Kohlenarten aus verſunkenen Generationen von Moospolſtern und Kräutern hergeleitet, doch iſt ihr Daſein auch eben ſo oft einer langen Reihe verſunkener Generationen von Urwaldſtämmen älteſter Art zu verdanken.

Beachtet man endlich den Umſtand, daß die Gaſe, welche am meiſten Neigung zeigen, ſich mit dem Sauerſtoff der Luft zu verbinden, das heißt alſo, die am leichteſten brennbaren, zuerſt entweichen und daß die Torflager, welche wir jetzt ausnutzen, von allen dieſen Gaſen ſich erſt hätten befreien müſſen, ehe die kohlenſtoffhaltigen Teile nach vielen Jahrtauſenden ſich zu Steinkohlen verdichtet hätten, ſo iſt klar, daß im Torf die leicht brennbaren Gaſe noch aufgeſpeichert liegen, daher er nur geringern Luftzuges zum Brennen bedarf und alſo in den primitivſten Oefen als Brennmaterial verwendet werden kann.

Das härteſte Heizmaterial, der Anthracit, aus welchem die meiſten leicht brennbaren Gaſe entwichen ſind, bedarf hingegen eines entſchiedenen, möglichſt viel Sauerſtoff zuführenden Luftzuges, und es würde ſchwer halten, denſelben ohne Anwendung eines Kunſtroſtes in Glut zu ſetzen.

Es ſind daher zum Zwecke des Anthracitbrandes eiſerne Kunſtöfen im Gebrauch, welche den Zug auf eine ſehr praktiſche Weiſe zu verſtärken und nach Bedarf zu verringern geeignet ſind. Daß die Kunſtkoks noch kohlenſtoffhaltiger, härter als der Anthracit ſind, beweiſt, daß ſie in denſelben Kunſtöfen nur ſchwer in Glut zu erhalten ſind.

Die zwiſchen Torf und Anthracit liegenden Produkte, Braunkohlen und Steinkohlen, bedürfen nach der Grenze des Torfes am wenigſten, nach derjenigen des Anthracits am meiſten der Luftzuführung, und man ſollte ſie, vom Standpunkte des Nutzens einer möglichſt vollſtändigen Verbrennung aus betrachtet, nur auf Roſten feuern. Der Verluſt an Hitze beim Verbrennen von kohlenſtoffhaltigen Produkten ohne Roſt wird aber dadurch einigermaßen wieder ausgeglichen, daß die auf der Ofenſohle angeſammelte Aſche ein ſehr ſchlechter Temperaturleiter iſt, alſo auch die Hitze ſammelt und nur langſam von ſich gibt.

Um jedoch den Roſt beim Heizen einigermaßen zu erſetzen, ſind die Preßkohlen wie geſchaffen, welche künſtlich mit Luftzwiſchenräumen aufgeſtapelt werden können. Ein Hauptgrundſatz bei der Preßkohlenheizung iſt auch der, ſie möglichſt gar nicht mit dem Ofeneiſen zu berühren, wenn ſie in Glut ſind. Denn bei der Berührung ſinkt das mit gleichmäßig verteilten Poren verſehene Gebilde zuſammen, die in den Poren befindliche Luft wird erſtickt, und die Glut, die ſonſt noch lange fortgewirkt hätte, erliſcht.

Anders liegt die Sache bei den natürlichen Kohlenprodukten. Jahrtauſende lange Ueberſchwemmungen, auf deren Waſſern ſteindurchſetzte Eisberge ſchwammen, ſowie unterirdiſche vulkaniſche Einbrüche haben veranlaßt, daß ſteinige Maſſen in die ſich bildenden Kohlenlager eingedrungen ſind und ſogenannte Schlackengefilde erzeugt haben. Sofern nun die aus dieſen Schlackenbeimengungen hervorgehenden oft großen Verluſte an Heizkraft ſich nicht vorherſehen laſſen, ſo ſind die auf künſtlichem Wege vorbereiteten Brennmaterialien, wie Preßkohlen, Koks, Kohlenruß und Torf die reellſten durch den Handel zu erwerbenden Heizartikel.

Wir haben bei unſeren Angaben und Vorausſetzungen nicht etwa auch die Erzeugung von Hochgluten zu Fabrikbetrieben ſondern immer nur die Beheizung einfacher bürgerlicher Wohnräume, Wirtſchaftsräume und dergleichen im Auge gehabt. Wem daher nur ein gewiſſes, beſchränktes Betriebskapital zur Aufrechterhaltung des Haushalts zur Verfügung ſteht, der beherzige wohl, daß ihm eine ganz ohne Kenntnis des Brennmaterials und daher mehr oder weniger effektlos betriebene Heizmethode einen großen Teil ſeines Wirtſchaftskapitals verſchleudern kann.

Es wird freilich bei den Fortſchritten welche die Wiſſenſchaften gerade auf dem Gebiete der Umſetzung gewiſſer Kräfte in Licht und Wärme machen einmal dahin kommen daß die Beheizung einer ganzen Stadt ebenſo wie heute die elektriſche Beleuchtung, von einer Zentralſtelle aus geſchieht, ſo daß eine gerechtere Verteilung der Belaſtung der einzelnen Familien durch Mietsbeſteuerung ſtattfinden wird als heute wo der eine in einer ſchwer zu beheizenden Wohnung mehr Zinſen für Wärmekapital zahlt als der andere in einer leicht zu erwärmenden

Bis dahin aber kann noch manches Jahrzehnt vergehen und es bleibt alſo, wie ſo viele andere ſoziale Fragen für den Einzelnen bis zu dieſem Zeitpunkte auch die Heizfrage eine — brennende.

* * *

Gedankenſplitter.

Bei den ſchwerſten Laſten, die uns das Leben auflädt, helfen wir ſelbſt am kräftigſten mit.

* * *

Lachſtübchen.

Ein gutes Kind. „Karl, wo iſt denn das Stückchen Kuchen geblieben, das vorhin auf dem Tiſch lag?“ — „Das habe ich einem Jungen gegeben, der ſo großen Hunger hatte!“ — „So . . . na, das iſt brav! Wer war denn der kleine Junge?“ — „Ich!“

Rätſelecke.

Charade.

Die Erſte oft vom Himmel fällt,
Wenn Winter herrſcht auf dieſer Welt,
Die Zweite, reich an Tat und Kraft,
Viel Großes und viel Schönes ſchafft;
Das Ganze freut die Kinder ſehr,
Da ſie geſchickt es ſtellen her;
Doch ſchwindet's von des Lenzes Kuß
Und löſt ſich bald in „Ueberfluß“.

(Auflöſung in der nächſten Nummer.)

Auflöſung des Rätſels aus voriger Nummer:
Rechenaufgabe: A.: 20 Pfennig. B.: 12 Pfennig.

Verantwortlicher Redakteur: Joſ. Grunau in Neuß.
Druck und Verlag der Geſellſchaft für Buchdruckerei in Neuß.

Der Hausfreund.

Nr. 7. Gratis-Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung. 1908.

Ueber ein Stündlein.

Dulde, gedulde dich fein!
Ueber ein Stündelein
Iſt deine Kammer voll Sonne.

Ueber den Firſt, wo die Glocken hangen,
Iſt ſchon lange der Schein gegangen,
Ging in Türmers Fenſter ein.
Wer am nächſten dem Sturm der Glocken,
Einſam wohnt er, oft erſchrocken,
Doch am frühſten tröſtet ihn Sonnenſchein.

Wer in tiefen Gaſſen gebaut,
Hütt' an Hüttlein lehnt ſich traut,
Glocken haben ihn nie erſchüttert,
Wetterſtrahl ihn nie umzittert,
Aber ſpät ſein Morgen graut.

Höh' und Tiefe hat Luſt und Leid.
Sag ihm ab, dem törigen Neid:
Andrer Gram birgt andre Wonne.

Dulde, gedulde dich fein!
Ueber ein Stündlein
Iſt deine Kammer voll Sonne.

Paul Heyſe.

* * *

Das Geheimnis der Klauſe.

Frei nach dem Engliſchen von Klara Rheinau.

2) (Nachdruck verboten.)

2.

„Lebewohl, Arthur! Gott ſegne Dich!“ ſagte Frau Remington, mühſam die Tränen zurückdrängend.

Die ganze Familie hatte ihn zum Bahnhof begleitet. Da ſtanden ſie nun, dreizehn an der Zahl, auf dem Bahnſteig, und Arthur dachte im ſtillen, ſie ſeien doch alle ganz ungewöhnlich hübſch. Er freute ſich ſchon darauf, die ſchäbigen, ſchwarzen Kleider, welche Alice und Ada trugen, bald durch neue erſetzen zu können.

Julian war ſo entſetzt, daß die Familie vollzählig erſchienen war, daß er an das entferntere Ende des Bahnſteiges ſchritt und ſich den Anſchein gab, als ob die große Geſellſchaft ihn nichts anginge. Im Gegenſatz zu Arthur fand er ſie nichts weniger als hübſch. Die Kinder ſchienen ihm gräßlich und Tommy — nun Tommy war ein ganz gewöhnlicher Junge.

„Sei beſorgt um Deine Geſundheit, mein Sohn,“ mahnte der Vater.

„Und bringe Tante Betty meinen Segen mit,“ fügte Tommy mutwillig bei.

Als der Zug ſich in Bewegung ſetzte, eilte Alice von den andern weg und geſellte ſich Julian zu.

„O Jul,“ ſagte ſie, „ich wollte, Du wäreſt es geweſen. Vielleicht hätte Onkel Alfred noch ein wenig Geduld gehabt und ſchließlich dennoch eingeſehen, welchen Schatz er an Dir hatte. Du, mit Deinen Talenten!“

„Poſſen!“ ſagte Jul, der bei all ſeinen Fehlern doch zu ſehr Engländer war, um ſich Schmeicheleien gefallen zu laſſen. „Guter Gott, Alice, dort kommt Oberſt Curtis und Du in dieſem ſchäbigen Koſtüm! Tu' mir den Gefallen und verbirg Dich unter den andern.“

Alice warf ihr ſtolzes Köpfchen zurück.

„Wenn er ſich an meinem Kleid ſtößt —“ begann ſie, aber Julian unterbrach ſie in ſcharfem Tone:

„Zum Henker mit dem Kleid! Du ſollſt wenigſtens wie eine Dame ausſehen.“

Oberſt Curtis war jetzt bedeutend näher gekommen. Alice wollte ihren Platz behaupten, aber ihres Bruders Worte trieben ihr die Tränen in die Augen und ſie mußte ſich raſch entfernen und unter der Kinderſchar verſchwinden.

Oberſt Curtis ſchaute der Davongehenden ſehnſüchtig nach, konnte es aber nicht über ſich gewinnen, ſich der Geſellſchaft anzuſchließen. Es wäre zu ſchrecklich geweſen, unter dieſer Menge von Kindern den Heimweg zurückzulegen. Julian näherte ſich ihm mit verbindlichem Lächeln, aber er war zu enttäuſcht, um eine Unterhaltung mit dem aufgeblaſenen Jungen zu wünſchen. So nickte er ihm denn nur im Vorübergehen zu und Julian ging auf Umwege nach Hauſe, um die Cavalcade zu vermeiden.

Um ſieben Uhr des Abends traf Arthur in Liverpool ein. Er war voller Neugierde, ſein neues Heim zu ſehen, und Furcht und Hoffnung nahmen abwechſelnd ſeine Gedanken gefangen, bis der große Moment gekommen war, da ein Lakai in ſchmucker Livree ihn in das Bibliothekzimmer ſeines Onkels geleitete. Armer Arthur! Wie ſchmerzlich berührte ihn der Unterſchied zwiſchen dieſem ſchönen, gediegenen, komfortablen Gemach, angefüllt mit nützlichen und intereſſanten Büchern und dem kahlen armſeligen Zimmer zu Hauſe. Der Gegenſatz zwiſchen den beiden Brüdern war ſo ziemlich der gleiche. Dort der ſchäbige, ſchwächliche, verdrießliche Gutsherr mit dem fadenſcheinigen Rock und dem ſpärlichen grauen Haar, hier der ſchmucke, kräftige alte Herr in feiner Kleidung von modernem Schnitt, das friſche Geſicht von üppigem, weißem Haar umrahmt.

Herr Alfred Remington befand ſich nicht allein; ſeine Frau und ein Gaſt, ein Geſchäftsfreund des Hausherrn, hatten ſich bereits zum Diner eingefunden. Arthur warf einen raſchen Blick auf ſeine Tante, die er noch niemals geſehen, und empfing ſofort einen angenehmen Eindruck von ihr. Offenbar war Julians ungünſtige Schilderung von ihr ſehr übertrieben.

Frau Remington war allerdings früher Köchin geweſen. Auf Grund eines Inſerates, durch welches ſie ſich als erfahrene Köchin empfahl, hatte ihr jetziger Gatte ſie engagiert und damit, wie er ſich ſehr bald geſtand, einen äußerſt glücklichen Griff getan. Bisher hatte er nichts als Aerger mit ſeinen Dienſtboten gehabt, es gab keine Ordnung, kein Behagen für ihn, auch Veruntreuungen waren nicht ſelten vorgekommen. Mit Betty Mertens Dienſtantritt änderte ſich alles dies. Sie machte ihm das Leben behaglich, ſie kochte ausgezeichnet für ihn, ſie pflegte ihn aufopfernd bei einem böſen Gichtanfall, und ſchließlich, als er von dieſen trefflichen Eigenſchaften bezwungen, ihr Hand und Herz antrug, nahm ſie mit ihrer gewohnten würdevollen Höflichkeit ſeinen Antrag an und gab ihm nie, auch nur für einen Augenblick, Veranlaſſung, ſeinen Schritt zu bereuen.

Herr Remington hatte eine Schweſter, die in Weſtmoreland an einen Gutsbeſitzer verheiratet war. Dieſe Dame kam mit dem Expreßzug in Liverpool an, in der Hoffnung, eine ſo degradierende Heirat verhindern zu können. Sie ergoß die Schale ihres Zornes über der armen Betty unſchuldiges Haupt, aber dieſe nahm die ungerechten Vorwürfe geduldig hin und vermochte es ſogar über ſich, ihrem Gatten gegenüber davon zu ſchweigen.

Ganz anders benahm ſich Frau Remington gegen die neue Schwägerin. Sie kam mit ihrem Gatten ſogar zur Hochzeit und war ſehr freundlich und herzlich mit Betty. Sie bewahrte ſie auch davor, den malvefarbigen Seidenſtoff zum Hochzeitskleid zu wählen, der ihren roten Wangen einen bläulichen Schimmer verliehen hätte, und überredete ſie zu dem dunklen Grau, das ſie ſehr vorteilhaft kleidete. In der Tat verdankte Betty dieſer ſanften, kleinen, ſorgenvollen Frau viele nützliche Ratſchläge in ihrer neuen Stellung, und ihre Dankbarkeit gegen ſie grenzte an Verehrung. Sie war es, die ihren Gatten beſtimmte, Julian nach Oxford zu ſenden. Sie ſehnte ſich, etwas für ihren Neffen zu tun, allein Herr Remington wollte nichts davon hören, einen derſelben ohne weiteres zu adoptieren, wie es ihr Herzenswunſch war. Er kannte ſeines Bruders ſchwachen und hilfloſen Charakter; er wünſchte, die Söhne erſt auf die Probe zu ſtellen, und war entſchloſſen, nur den zu patroniſieren, der, gleich ihm, Willenskraft und Ausdauer beſaß. Aus dieſem Entſchluß ging das Angebot der Buchhalterſtelle in ſeinem Hauſe hervor und als Frau Remington erfuhr, daß Julian zu Beſuch nach Queen Anne's Square kommen werde, ſchlug ihr Herz hoch auf in freudiger Erwartung.

Demzufolge war die Enttäuſchung groß. Allerdings war Julian zu ſehr Gentleman, um nicht vollkommen höflich gegen die Tante zu ſein, aber er behandelte ſie übertrieben zeremoniell. Seinem Onkel gegenüber war er hochmütig und zeigte deutlich, daß er den ihm angebotenen Poſten als ſeiner Hoheit unwürdig erachte.

So war der Beſuch alſo im ganzen mißlungen. Julian wurde nicht zum Bleiben aufgefordert, und ſeiner Rückkehr nach Hauſe folgte ſehr bald jener Brief an ſeinen Vater, der den Gang der Ereigniſſe ſo weſentlich änderte.

Onkel und Tante erhoben ſich beide, um Arthur zu begrüßen und beide ſtaunten bei ſeinem Anblick. Sie hatten ſich keine große Erwartungen gemacht und dieſer ſchöne, ſchlanke junge Mann mit den freundlichen blauen Augen war eine angenehme Ueberraſchung für ſie.

„Wirklich, Arthur Remington?“ fragte der alte Herr mit Nachdruck.

„Ja, Onkel Alfred, der bin ich,“ verſetzte Arthur, leicht errötend, „und dies iſt meine Tante Betty?“

Er beugte ſich herab und küßte ſie.

Die gute Dame zitterte förmlich vor Freude und Ueberraſchung, aber ſie erwiderte den Kuß des Neffen mit Wärme.

„Mein lieber Junge, willkommen!“ ſagte ſie herzlich.

Niemals hätte ſie ſo zu Julian geſprochen, aber dieſer nannte ſie auch niemals „Tante Betty“, ſondern ſtets mit großer Höflichkeit „Frau Remington.“

Der alte Herr ſtellte nun den neuen Ankömmling ſeinem Gaſt vor.

„Mein Neffe Arthur — Monſieur Rigaud.“ Und Arthur verneigte ſich ein wenig ſchüchtern.

Da das Diner jetzt ſerviert wurde, wünſchte Herr Remington, daß Arthur ſich nicht umkleide, ſondern nur den Reiſeſtaub abwaſche. Die kleine Geſellſchaft begab ſich einſtweilen in das Speiſezimmer, ohne auf ihn zu warten.

Die Suppe war gerade abgetragen worden, als Arthur wieder erſchien und geräuſchlos ſeinen Platz am Tiſche einnahm. Unbemerkt warf er einen Blick in die Runde, um ſich ſeine Verwandten und deren Gaſt ein wenig näher anzuſehen. Für ſeinen Onkel erwärmte ſich ſein Herz ſofort. Es lag etwas ſo Kräftiges, ſo Offenes und Ehrenhaftes in ſeinem Geſichtsausdruck und in ſeiner ganzen Weiſe, ſich zu geben. Tante Betty ſah in ihrem ſchwarzen Samtkleid und dem ſchwarzen Spitzenhäubchen ſehr gemütlich und komfortabel aus. Sogar ihre roten Wangen gefielen Arthur, er fand ſie nicht ein bischen ordinär.

Während des Eſſens richtete Herr Remington kaum einmal das Wort an ſeinen Neffen. Er gehörte zu der alten Schule und war der Anſicht, daß die Jugend zuzuhören und zu lernen, nicht ſelbſt zu ſprechen habe. Und Arthur hörte mit großem Intereſſe die Unterhaltung der beiden älteren Herren zu. Monſieur Rigaud erregte ſeine Neugierde. Er war ein alter Herr oder ſah auf alle Fälle alt aus, und außergewöhnlich mager, ſo mager, daß die Haut auf ſeiner Stirne wie feſt darüber geſpanntes gelbes Pergament erſchien. Sein Geſicht war klein und ſchmal, die blauen Augen waren von dichten, weißen Brauen beſchattet und auf den Wangen, ſowie zu beiden Seiten der Augen zeigten ſich tauſende von kleinen Fältchen, die ſich um den Mund vertieften und dieſem einen eigentümlichen Zug von Unſicherheit, oder auch Schmerz, verliehen.

Seine Unterhaltung feſſelte Arthur. Er diskutierte mit Herrn Remington über die großen Spekulationen, die gerade an der Tagesordnung waren. Er ſprach mit großer Gewandtheit, mit ſcharfer Beobachtungsgabe und offenbar großer Erfahrung; dennoch entfuhr ihm hier und da ein Wort oder ein Ausdruck, die eine Unſicherheit, eine Unentſchloſſenheit verrieten, welche vermutlich ſeinem Charakter fremd waren. Ebenſo verhielt es ſich mit ſeinem Auge. Beim erſten Blick erſchien es Arthur merkwürdig ſcharf und durchdringend, aber es entging ihm nicht, daß manchmal ein unſicherer, ſchwankender Ausdruck ſich darin zeigte, und er zog ſeine Schlüſſe daraus.

Bald nach dem Diner zog ſich Tante Betty zurück und kurz darauf bat Arthur um die Erlaubnis, ſich ihr zuzugeſellen. So blieben denn die beiden alten Herrn bei ihrem Portwein. Nach einiger Zeit erſchienen ſie ebenfalls im Bibliothekzimmer und Monſieur Rigaud verabſchiedete ſich. Er reichte auch Arthur freundlich die Hand und fragte ihn auf Franzöſiſch, ob er ſeine Mutterſprache verſtehe. Arthur errötete wie nur ein Engländer erröten kann, antwortete aber ganz fließend und der Franzoſe empfahl ſich.

„Es freut mich, daß Du franzöſiſch ſprechen kannſt, Arthur,“ ſagte der Onkel, als ſich die Tür hinter dem Gaſte geſchloſſen. „Sprachkenntniſſe ſind ſehr wichtig im Leben und mir ſpeziell wirſt Du dadurch von doppeltem Wert.“

Dies war die erſte Andeutung auf die Stelle, die er Arthur zugedacht und der junge Mann jubelte im ſtillen darüber.

„Wenn Sie dies glauben, Onkel, ſagte er, „ſo will ich mich noch weiter darin ausbilden. Mein Franzöſiſch verdanke ich zum größten Teil dem Selbſtſtudium. Ich kann leſen und ſchreiben, aber mit der Konverſation hapert es und Ada ſagt, meine Ausſprache ſei barbariſch.“

„Dem müſſen wir abhelfen,“ entgegnete der alte Herr, ein wenig zerſtreut; dann fügte er ohne Uebergang bei: „Das iſt ein ſehr merkwürdiger Mann, dieſer Monſieur Rigaud — er hat einen ſcharfen, durchdringenden Verſtand.“

„Er hatte ihn, würde ich ſagen,“ antwortete der Neffe, der in des Onkels Worten einen fragenden Ton zu bemerken glaubte.

„Wie meinſt Du dies?“

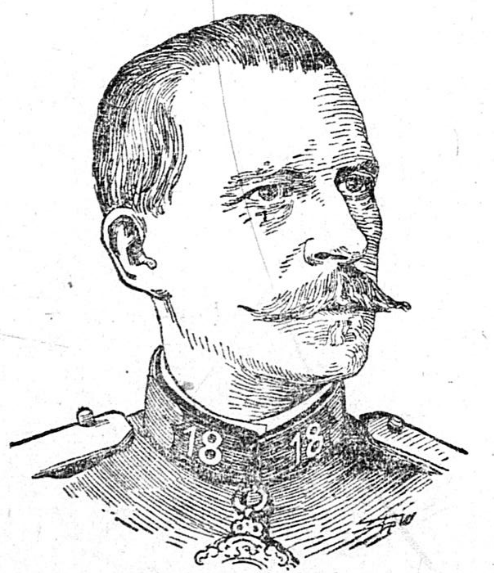
„Es war nur eine flüchtige Bemerkung, Onkel. Er machte mir den Eindruck, als ob er die Herrſchaft über ſeine Geiſteskräfte verloren hätte.“

„Ach ſo!“ Herr Remington hielt einen Augenblick inne; dann ſagte er mit ſichtlicher Befriedigung: „Du biſt ein ſcharfer Beobachter, mein Junge, und ich glaube, Du haſt den Nagel auf den Kopf getroffen. Monſieur Rigaud iſt enorm reich, aber er hat alles verkauft — tatſächlich alles. Ich glaube, er traut den Staatspapieren nicht.“

„Das iſt ſehr auffallend, Onkel Alfred.“

„Sehr auffallend. Und was fängt er mit ſeinem vielen Gelde an? Das iſt das Rätſel.“

(Fortſetzung folgt.)



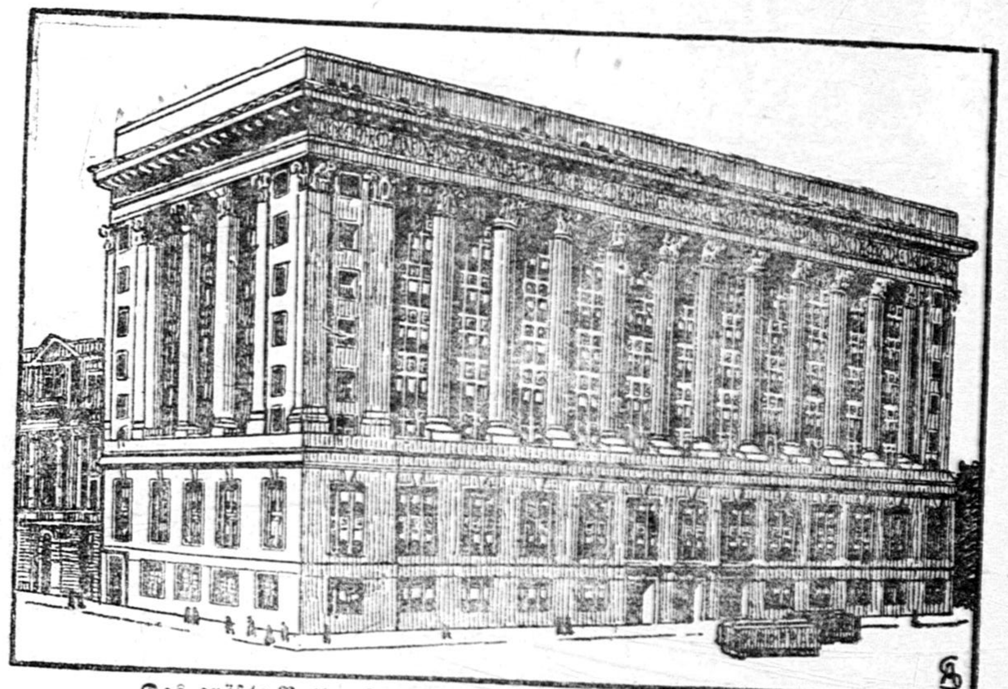
General d'Amade,
der neue franzöſiſche Oberbefehlshaber in Marokko.

Der zum Nachfolger des aus Geſundheitsrückſichten von ſeinem Poſten zurückgetretenen Generals Drude zum Befehlshaber des franzöſiſchen Expeditionskorps in Marokko ernannte General Damade hat im Burenkriege auf engliſcher Seite gefochten und dabei die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen durch ſein taktiſches Verſtändnis und ſeine ſtrategiſchen Talente. Manche Verbeſſerung im neuen franzöſiſchen Exerzierreglement verdankt ihre Entſtehung der Initiative Damades. Zuletzt befehligte er die 69. Brigade in La Rochelle.

* * *

Ein König der Geizhälſe.

Aus New York wird berichtet: Benjamin Radleigh iſt geſtorben, Amerikas „Champion-Geizhals“; am Montag hat der Tod den neunzigjährigen Hageſtolz in der Nähe Boſtons von der Koſtſpieligkeit des Daſeins erlöſt. Sein hinterlaſſenes Vermögen wird auf mehr als ſechs Millionen geſchätzt; nicht die Not und Sparſamkeit waren es, die Benjamin Radleigh antrieb, die Muße ſeiner alten Tage mit dem Sammeln von Knöpfen, Schuhbändern, Kleiderreſten, Schnürſtücken und alten Trambahnbiletts nutzbringend auszufüllen. Mit Stolz erzählt er, daß er nie in ſeinem Leben ein Theaterbillett gekauft oder einen Schnaps ſelbſt bezahlt habe, aber Einladungen war er ſtets zugänglich. Für die Eiſenbahn hat er im ganzen nicht einen Dollar ausgegeben und ſeine Halsbinde, die er natürlich nur bei beſonderen Anläſſen anlegte, hatte ein Alter von einigen Jahren. Radleigh iſt durch ſeinen Geiz buchſtäblich berühmt geworden. Aufſätze über ihn wurden geſchrieben und viele Leute beſuchten ſeine kleine Heimatſtadt, um den wunderlichen Kauz und ſein Heim zu ſehen. Er hat den Barbier abgeſchafft, um die Koſten zu ſparen — ein ſechsfacher Millionär — ſich das Rauchen abgewöhnt, weil er früher wöchentlich vierzig Pfennig für Tabak ausgab. Einmal ging das Gerücht, Radleigh habe einige Dollars für eine wohltätige Stiftung geſpendet; aber Radleigh hielt ſtreng auf ſeinen Ruf und trat ſolch infamer Verleumdung energiſch entgegen, da er nicht für einen Verſchwender gehalten werden wollte.



Das größte Rathaus der Welt. Das neue Rathaus von Chicago, deſſen Baukoſten ſich auf ca. drei Millionen Mark belaufen.

Des Ruhms, das größte Rathaus der Welt zu beſitzen, wird ſich Chicago erfreuen können. Das impoſante Gebäude iſt augenblicklich erſt zur Hälfte fertig. Der andere Teil ſoll, da großer Geldmangel herrſcht, erſt im Laufe der nächſten Jahre hinzugebaut werden. Die Baukoſten dieſes Rieſenhauſes belaufen ſich auf über drei Millionen Dollar.

* * *

Brennmaterialien und Heizeffekte.

Eine phyſikaliſch-wirtſchaftliche Studie von Fritz Eckhardt.

(Nachdruck verboten.)

Licht und Wärme gehören unmittelbar zuſammen und ſind, wo immer man ſie auf der Erde gewinnt, als die Produkte aus Verbrennungsprozeſſen zu betrachten, welche ihrerſeits als Reflexbewegungen anzuſehen ſind, in welchem ſich unſere Sonne befindet.

Alle organiſchen Weſen, alſo auch unſere Pflanzenwelt, ſind offenbar durch die Exiſtenz der Sonne hervorgerufen, wie ſchon daran zu erkennen, daß ihre Geſchlechter nach den Polen zu, wo die Kraft der Sonne ſich nur ſpärlich zu äußern vermag, mehr und mehr verkümmern, und endlich ganz und gar verſchwinden.

Da alſo die Exiſtenz der Pflanzengebilde an diejenigen Orte gebannt iſt, welche von einer gewiſſen Anzahl Sonnenſtrahlen, unter einem gewiſſen Winkel getroffen werden, ſo darf man ſchließen, daß der Aufbau ihrer Körper durch die Sonnenſtrahlen vermittelt wird.

Daß dies in der Tat ſo ſei, hat ſich durch wiſſenſchaftliche Verſuche vollauf beſtätigt. Denn die geſamte Pflanzenwelt gehört im ſafttrocknen Zuſtande zu den ſogenannten Brennmaterialien. Die mit dem Lichte der Flamme dieſer Brennmaterialien gemachten Verſuchen haben dargetan, daß dieſes ganz dieſelben Eigenſchaften beſitzt wie das direkte Sonnenlicht. Zieht man nun in Betracht, daß man mit der den irdiſchen Brennmaterialien beim Verbrennungsprozeſſe entſtrömten Wärme im Winter Pflanzenwuchs erzeugen und unterhalten, auch das tieriſche Leben vor Vernichtung ſchützen kann, genau wie mit genügender Sonnenwärme, ſo iſt wohl als erwieſen zu betrachten, daß im Brennmaterial ein Teil des Sonnenlichtes und der Sonnenwärme aufgeſpeichert liegt, welch' letztere aus ihrem Erſtarrungszuſtande wieder in Wärme umgeſetzt werden kann.

Wenn man dieſe Folgerungen als richtig anerkennt, ſo iſt auch die letzte Schlußfolgerung geſtattet, daß, je mehr Sonnenſtrahlen eine Pflanze zur Bildung körperlicher Maſſe benutzt hat, eine um ſo größere Heizkraft in dieſem Pflanzenkörper vorhanden ſein muß. Dieſe Folgerung wird durch die Tatſache zur Gewißheit erhoben, daß einjährige Pflanzen, wie alle Arten Stroh, nur eine geringfügige, Pflanzen hingegen, an deren Aufbau die Sonne viele Jahre gearbeitet hat, wie altes Holz, eine bedeutende Heizkraft beſitzen.

Wenn nun aber auch Stroh, trockene Gräſer, Mooſe und ähnliche Körper als Heizmaterialien praktiſch unbrauchbar ſind, ſo bilden ſie doch wertvolle Wärmeentwickler, wenn ſie Prozeſſe durchgemacht haben, welche ſie zu Körpern von gewiſſer Feſtigkeit umbildeten.

Solche Prozeſſe haben vor undenkbar langen Zeiten die ſogenannten Torfmooſe — deren Geſchlecht heute noch exiſtiert — auf großen, ſtillſtehenden Waſſerbecken als ſchwimmende Sumpfpflanzen mit fußhohen Stengeln wachſend, eingeleitet. Sie ſenkten ihre unteren Stengelteile immer tiefer ins Waſſer. Da nun die letzteren unter Waſſer ohne Luftzutritt blieben, ſo verweſten ſie nicht, ſondern verhärteten, indem ſie den allgemeinen Verbrennungsprozeß durchmachten. Dieſer reſultiert daraus, daß alle Körper das Beſtreben haben, ſich aufzulöſen und in ihren einzelnen Teilen mit dem Sauerſtoff der Luft ſich zu verbinden.